

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

Deutschen Rundschau

Nr. 242.

Bromberg, den 21. Oktober

1933

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(Schluß.)

„Ihre Schuld? Was meinen Sie denn damit?“

„Ich meine natürlich den Mord an Lady Whiddon, den ich auf dem Gewissen habe. Ich habe den Wagen gefahren und hätte mich ja schon dadurch der Beihilfe schuldig gemacht. Aber außerdem habe ich doch die Weisung des Wisperers befolgt und auf den Hebel gedrückt, um ihn deutlicher zu verstehen. Und dadurch sind doch die Gase aus dem Auspuff in die Simousine zurückgeleitet worden. Auf diese Weise habe ich mich der Vergiftung Lady Whiddons schuldig gemacht — auch wenn ich es selbst nicht wollte.“

„Ach nein?“ sagte Carpent. „Was Sie nicht sagen! Das ist ja eine merkwürdige Geschichte, mit der Sie mir da nun wieder kommen. Wie war das mit dem Hebel, der das Gas in den Wagen einströmen ließ? Diese Einzelheit habe ich nicht ganz verstanden!“

„Ach — ich weiß selbst nicht!“ brummte Roland. „Aber wahrscheinlich ist das doch eine ganz einfache Sache!“

„So, so. Na ja, es ist gewiß sehr blöde von mir, doch von solchen Sachen habe ich nicht viel Ahnung. Aber da können wir uns wohl gegenseitig kräften — denn sonst wären Sie auf diese schöne Geschichte wohl auch nicht so leicht reingefallen. Sie ist nämlich zu schön, um wahr zu sein.“

„Wahr? Wie meinen Sie das?“

„Wir haben ja diesen Wagen in die Hände bekommen und jeden Zoll breit daran sozusagen mit der Lupe untersucht. Aber von der feinen Einrichtung, die Sie mir da geschildert haben, war nichts zu sehen. Eine Rückleitung der Gase war nicht zu entdecken. Es war der allergewöhnlichste Auspuff, den ich je gesehen habe.“

„Oh!“ Roland atmete schwer auf. Er konnte es noch nicht recht fassen, daß die schreckliche Last, die ihm so lange auf der Seele gelegen hatte, nur ein Wahngelbde gewesen sein sollte.

„Außerdem müßte das ja ein ganz merkwürdiger Auspuff sein, der ausgerechnet Parradingas ausströmt. Denn daran ist nämlich Lady Whiddon laut ärztlichem Befund zugrunde gegangen. Verstehen Sie? Sie war also schon tot, als sie in den Wagen gesetzt wurde. — Sie ist in dem gleichen Zimmer wie die übrigen Opfer getötet worden — genau so wie es Miß Harner ergangen wäre, wenn Sie sie nicht gerettet hätten.“

Roland war noch immer fassungslos. Erst langsam vermochte er sich soweit zu sammeln, daß er in seiner Selbstanklage fortfuhr:

„Aber, wenn das auch wirklich nur ein Schwindel war — dann bin ich doch immer noch strafbar, weil ich der Bande als aktives Mitglied angehört habe.“

„Na, und ob!“ gab Carpent zu. „Das ist ja nun freilich sehr schlimm! Aber, was noch viel schlimmer ist, das ist die Tatsache, daß Sie das ja eigentlich nur getan haben, um hierbei der Polizei ins Handwerk zu pfuschen . . . ein

klarer Fall von unlauterem Wettbewerb! Die einzige Möglichkeit, einen so gefährlichen Konkurrenten kaltzustellen, ist schließlich — rein geschäftlich gesehen —, daß man ihn als Partner aufnimmt. Also kurz und gut — mit Ihrer Stellung als Privatsekretär ist es ja nun wohl infolge Todesfalls doch vorbei. Ich habe mir also erlaubt, Sie zunächst einmal als Hilfsdetektiv in unsere Risten aufzunehmen. Ich werde aber diesen Beschluß auf den Tag zurückdatieren, an dem Sie sich der Bande angeschlossen haben und an dem ich die Ehre hatte, Ihre Bekanntschaft im Gulverbury-Hotel zu machen — obgleich ich es gar nicht schön finde, daß Sie sich von mir nicht einmal Ihr Leben versichern lassen wollten! Und dabei habe ich Ihnen doch so günstige Bedingungen angeboten, obgleich Sie ja in Ihrer damaligen Aufmachung nicht gerade sehr versicherungswürdig aussahen. Aber davon abgesehen, mein Junge, das kann ich Ihnen ja wohl als alter Polizeimann sagen — als Amateurdetektiv haben Sie jedenfalls eine ganz großartige Leistung vollbracht. Ich glaube, wir werden sehr gut zusammen arbeiten und freue mich, daß ich der erste bin, der Sie zu Ihrer neuen Tätigkeit im Staatsdienst beglückwünschen darf.“

„Aber, Mr. Carpent, ich — ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll . . .“

Rolands Herz war zu voll, als daß er seine Freude in Worte fassen konnte.

35.

Auch der Ruhm war eine anstrengende Sache — das mußte Roland gleich am nächsten Tage erfahren. Er sah sich von allen Seiten überlaufen, mit Geschenken und Angeboten überhäuft, und kam sich beinahe wie ein Nationalheld vor, als er die spaltenlangen Berichte der Zeitungen in die Hände bekam, die ihn als Retter seines Landes priesen. Miß Harner und ihr Vater kamen, um ihm die Hände zu schütteln, Lady Kenthorpe und beinahe sämtliche Damen, die an dem Gesellschaftsabend bei Sir Henry Glazeborough zugegen gewesen waren, rissen sich darum, ihn einzuladen, und der Mann mit dem Monokel wollte ihn durchaus in seinen Klub einführen. Nur mit List und Tücke gelang es ihm, dem Ansturm seiner Verehrer zu entkommen und in Joyces stilles Heim zu flüchten, um endlich wieder einen ruhigen Abend mit ihr zu verbringen. Denn bei dem ersten Besuch am frühen Morgen war die Freude noch zu groß und zu überwältigend gewesen, um eine ernsthafte Aussprache zu ermöglichen.

Sie faßte ihn bei der Hand und sah ihn kritisch an: „Gegen deine braune Hautfarbe“, sagte sie lächelnd, „habe ich eigentlich nichts einzuwenden. Aber du hast immer noch so entsetzliche Falten im Gesicht — und dein Haar wird auch noch eine ganze Weile brauchen, bis es wieder richtig gewachsen ist.“

„Das wird nun deine Aufgabe sein, mir diese Falten wieder wegzuzaubern!“ gab er lachend zurück. „Denn ich fürchte, Conntie werden wir wohl kaum mehr aufstöbern können, damit sie ihr Kunstwerk wieder fortretuschiert! Weißt du — ich kann mir nicht helfen — aber ich bin eigentlich doch beinahe ein bißchen froh, daß sie glücklich davongekom-

men ist, obgleich ich ja andererseits Larpent nicht recht verstehen kann, daß er dich an jenem Abend zu ihr schickte. Da hätte man ihr ja auch ebenfogut gleich direkt den guten Rat geben können, zu verschwinden.“

„Ich glaube, daß er das gewissermaßen sogar beabsichtigt hat. Denn ich hatte schon vorher den Eindruck, daß sie ihm beinahe ein wenig leid tat. Er sagte wörtlich zu mir, sie sei eigentlich auch nur ein Opfer des Wisperers, der sie wohl nur durch irgendwelche Drohungen in seine Gewalt bekommen hätte. Man hätte sie ja doch auch schon früher abfangen können. Aber man wußte genau, daß sie den Wisperer doch nicht verraten hätte, und wollte sie auch nicht zu scharf überwachen, damit der Kerl nicht zu früh merkte, wie nah wir ihm schon auf der Spur waren.“

„Na ja, das ist ja alles ganz gut und schön — aber ich verstehe doch immer noch nicht, weshalb er gerade dich zu einer so heiklen Mission ausersehen hatte.“

„Siehst du, Noly — er wußte ja doch von Anfang an, was du vorhattest und wollte doch gern auf eine Art an dich herankommen, die dich nicht in Schrecken setzen sollte. Schließlich konnte er dich doch nicht gut erst verhaften und dich dann nachher bitten, für ihn zu arbeiten. Daher hatte er eben mich zur Vermittlung ausersehen.“

„Gut — das will ich ja gelten lassen. Aber worüber ich nicht so sehr erbaut bin, das ist der Einfall, dich sogar zum Wisperer zu schicken und mit ihm in einer dauernden Verbindung zu halten.“

„So gefährlich war das auch wieder nicht, wie es dir jetzt erscheint. Denn in seiner Wohnung war ich selbstverständlich ganz sicher. Dort hätte er bestimmt niemals etwas gegen mich unternommen. Außerdem ging der Anstoß zu diesen Besuchen, die Larpent natürlich durchaus unterstützte und sehr gern sah, von Sir Henry selber aus. Er hoffte wohl immer noch, von mir etwas über deine Absichten herauszubekommen.“

„Ja, sag mal, wie seid ihr denn überhaupt darauf gekommen, einen Verdacht auf Sir Henry Glazeborough zu werfen?“

„Das mußt du dir mal von Larpent selbst erzählen lassen. In diesem Falle hat der Wisperer seine Doppelrolle doch nicht recht auseinandergehalten und sich als Sir Henry etwas zuviel davon anmerken lassen, daß er keinen Fall in eine ganz bestimmte Richtung abzulenken wünschte. Larpent hat ursprünglich wohl nur angenommen, daß wir alle unter einer Decke stecken, um den Schmuck der Alla Demaine auf die Seite zu bringen. Aber schon bei unserer ersten Begegnung gewann er Vertrauen zu mir und bemerkte, daß Sir Henry für eigene Rechnung arbeitete, und uns nur als Figuren in sein dunkles Spiel hineinzuziehen versuchte. Und als man dann in das Nordhaus eindrang, fand man dort obendrein noch Fingerabdrücke, die mit denen Sir Henrys übereinstimmten. Dann erzählte mir Mr. Larpent auch, wie ungemein nützlich du dich der Polizei gemacht hättest. Da war ich sehr stolz auf dich. Aber eins möchte ich um alles in der Welt nicht noch einmal erleben — diese fürchterliche Nacht und den folgenden Tag, an dem du in dem Bungalow eingesperrt warst. . .“

„Daß uns vergessen, was wir hinter uns haben, Liebste!“ sagte er zärtlich.

„Ja — dein neuer Beruf wird dich aber wohl noch manches Mal in Gefahr bringen! Und eigentlich hast du doch das alles nur um meinetwillen durchgemacht!“

„Aber Liebste — dafür kannst du doch nichts!“

„Nein, das ist schon richtig — aber ich fühle mich doch verpflichtet, für die Zukunft vorzubauen und nach Möglichkeit zu verhindern, daß du dich noch einmal meinetwegen in Abenteuer stürzest! Außerdem möchte ich mich selbst gegen weitere Überfälle auf der Treppe sichern — ich bin jetzt doch ein bißchen schreckhaft geworden.“

„Ja — sag mal — wie meinst du denn das?“

„D — ich will damit nur sagen — wenn du willst, so brauchen wir nicht mehr bis zum September zu warten, und du kannst morgen das Aufgebot bestellen!“

„Hurra! Da muß ich dem Wisperer wohl noch beinahe nachträglich dafür dankbar sein, daß er mich in seine Ränderbände aufgenommen hat? Jedenfalls habe ich dabei die schönste Beute davon getragen — und dagegen können mir sämtliche Diamanten der Alla Demaine auch weiterhin gestohlen bleiben!“

— Ende. —

Eine todbringende Erfindung.

Zum 100. Geburtstag Bernhard Nobels
am 21. Oktober.

Bernhard Nobel, der vor hundert Jahren in Stockholm geboren wurde, vereinigte gewissermaßen zwei Menschen in sich. Als Sohn eines schwedischen Chemikers — Vater Emmanuel Nobel hatte im Krimkrieg Torpedos und Minen geliefert — war Bernhard emsig bemüht, fürchterliche Zerstörungsmittel zu ersinnen. Und als reicher Mann ist er ein wohlwollender Freund friedlicher Wissenschaft und Werke gewesen, die er durch eine leuchtende Stiftung von dauernder Bedeutung unterstützt hat. Aber eine Bemerkung Nobels schlägt wohl die Brücke zwischen diesen beiden Persönlichkeiten. Er schreibt nämlich einmal: „Ich möchte einen Stoff oder eine Maschine erfinden von so massenhaft verheerender Wirkung, daß dadurch Kriege überhaupt unmöglich würden.“

Auch bei Leuten, die sonst wenig von Bernhard Nobel wissen, taucht wohl sofort das zugkräftige geformte Wort „Dynamit“ auf, das man etwa mit „Kraftstoff“ übersetzen kann. Seine Herstellung geht von dem harmlosen Glycerin aus, das nicht nur in der Industrie bekannt ist, sondern auch in Haus und Familie. Selbst der Künstler weiß es zu schätzen, weil es den Ton weich und biegsam erhält, den er zum Kneten seiner Schöpfungen braucht. Das Glycerin besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Wenn man aber das Glycerin auf eine bestimmte Weise mit Stickstoff oder Nitrogenium verbindet, so erhält man das von Sobrero entdeckte Nitroglycerin, das geradezu unerhörte Sprengkräfte entwickelt, die nur dann der Kultur dienstbar gemacht werden können, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.“

Nitroglycerin hat nun zwei Mängel, die beseitigt werden mußten. Erstens verbrennt es, wenn man es anzündet, bei offener Flamme ohne Explosion. Man konnte also hier zu seiner Entfesselung nicht die altbewährte Zündschnur benutzen, und darum schuf Nobel zuerst das Zündhütchen, das seinerzeit als eine der wichtigsten Erfindungen gerühmt worden ist. — Viel schwieriger aber war der Kampf gegen die ungemein hohe Empfindlichkeit des Nitroglycerin, das schon bei geringen Stößen und Erschütterungen „losgeht“. Aber auch hier hat Nobel Rat geschafft, indem er das berühmte Dynamit schuf. Dieses explodiert nämlich nur bei Schlägen mit metallischen Körpern. Wenn man es also in Holzkisten verpackt, in denen sich keinerlei Metall befindet, so besteht gar keine Gefahr, selbst wenn eine solche Kiste bei rauher Behandlung einmal zu Boden geworfen wird. So war denn auch die zweite Aufgabe auf das Beste gelöst, und damit ist der Welt später manche Katastrophe erspart worden.

Nobel ist auf diesen zahmen Sprengstoff durch einen Zufall geführt worden. Zur Bedeckung und Verpackung der das Nitroglycerin enthaltenden Blechkisten hatte man meist das Kieselgur benutzt, das aus den ungemein kleinen, nur unter dem Mikroskop sichtbaren Kieselpanzern gewisser Algen besteht. Auf dem Transport war nun eine solche Kiste aufgegangen, und das Nitroglycerin war von jener Packung gierig aufgesogen worden. Nobel fand dann, daß die so getränkte Masse ebenfalls stark explosiv wirken kann, daß sie aber weniger tückisch ist als das Nitroglycerin allein. Da nun Kieselgur durchaus kein schwer erreichbarer Stoff ist, erwieb er sich als treffliches Hilfsmittel, und damit war das Dynamit erfunden, in dem also das Nitroglycerin in Kieselgur gebettet ist.

Eine andere wichtige Erfindung Nobels ist die Sprenggelatine. Während bei der Herstellung des Dynamits zum Träger des Nitroglycerins Kieselgur benutzt wird, kommt hier wieder ein äußerst friedlicher Stoff zur Anwendung, nämlich das Kollodium. Wenn sich jemand den Finger verbrannt hat, so streut er wohl rasch etwas Mehl darauf, um den Zutritt der Luft zu verhindern, wodurch der Vorgang der Heilung unterstützt wird. Ein etwas vornehmeres Schutzmittel ist Kollodium. Das ist eine dünne, sirupartige Flüssigkeit, die sich leicht aufstreichen läßt. Nach gehörigem Verdampfen bleibt dann ein zartes Häutchen zurück, das seine Aufgabe als Schutzschicht trefflich löst.

Kolloidum bietet nun bei seiner Verbindung mit Nitroglycerin einen ganz besonderen Vorteil. Kieselgur wirkt nämlich selbst nicht explosiv, sondern es nimmt nur einen explosiven Stoff auf, ohne ihn zu schädigen. Kolloidum dagegen entwickelt mit Nitroglycerin zusammen ebenfalls explosive Kräfte. Freilich erscheint der Ausdruck „Sprenggelatine“ nicht allgemein zutreffend. Benutzt man nämlich wenig Kolloidum oder Kolloidumwolle als Beimischung, so bildet sich allerdings eine dicke, breiige Masse; bei reichlichem Zusatz entsteht dagegen ein mehr hornartiger Körper. Übrigens hat sich Nobel mit dieser Sprenggelatine keinen Konkurrenten gegen sein Dynamit geschaffen; ferner ist bald jene, bald dieses für irgend eine Sprengung das Zweckmäßigere.

Nobel hat dann auch das rauchschwache Pulver erfunden, oder, besser gesagt, ein besonders gutes rauchschwaches. Das „rauchlose“ Pulver stört die Sicht nicht durch mächtige Rauchschwaden beim Schießen, und es verhält bei Anwendung dem Gegner nicht die Stellung des Schützen. Sie sind alle besondere Nitro-Verbindungen, und sie verleihen auch den Geschossen eine größere Anfangsgeschwindigkeit, als das alte Schwarzpulver. —

Bernhard Nobel, der Raft- und Ruhelose, ist im Grunde einsam durchs Leben gegangen. Auch Frauenliebe hat bei ihm kaum eine Rolle gespielt. Am 10. September 1896 hat man den Herzkranken und Abgearbeiteten in seiner wunderbaren Villa im sonnigen San Remo als toten Mann gefunden — gebeugt über seine letzte Arbeit. Durch letztwillige Verfügung hatte er nahezu sein ganzes Vermögen von mehr als 30 Millionen schwedischen Kronen einer neu zu errichtenden „Nobelstiftung“ hinterlassen. Die jährlichen Zinsen sollen in fünf Preisen an Männer aller Nationen zu Verteilung kommen, die in dem vergangenen Jahre auf ihrem Gebiet der Menschheit den größten Dienst geleistet haben. Zunächst gibt es drei Preise für die besten Leistungen auf dem Gebiet der Medizin, Chemie und Physik, sodann einen Literaturpreis und einen Friedenspreis. Die vier ersten Preise werden durch die Schwedische Akademie der Wissenschaften, durch ein schwedisches medizinisches Institut und die Schwedische Akademie verteilt. Über den fünften — den Friedens-Nobelpreis — wird von einem durch das norwegische Parlament gewählten Fünfer-Ausschuß entschieden. Die Höhe der Preise beträgt im Durchschnitt 170 000 schwedische Kronen. In besonderen Fällen müssen sich zwei Preisträger in den Nobelpreis teilen.

Die Erbnase.

Summoreske von Fedor von Zobeltitz.

... Also, da lebte vor längeren Jahren in Oberösterreich ein netter kleiner Graf Josef Dimbo von Karagan-Bescova, ich habe ihn noch gekannt, Reichsadel von 1606, aber mit viel älterem Stammbaum. Der Graf war in einem belanglosen Zweikampf auf Säbel an der Nase verwundet worden. Nun stellte sich im Verlauf der ärztlichen Behandlung heraus, daß man die bisherige Nase leider nicht mehr retten konnte und daher dem armen Grafen Seppel eine falsche ins Gesicht setzen mußte. Derartige Operationen macht man heutzutage ja oft, große Gefahren sind nicht damit verbunden, und so erklärte auch Seppel Dimbo sich ohne Zögern zu der vorgeschlagenen rhinoplastischen Verschönerung bereit. Es war eine ziemlich langwierige Angelegenheit, aber endlich kam der Tag, da ihm die Bandagen abgenommen werden konnten, und nun sah er sich auch zum ersten Mal mit dem erneuerten Antlitz im Spiegel und war wenig zufrieden. Gegen die Nase an sich ließ sich nichts sagen, man hatte sich indes nicht an die Form der früheren gehalten, an die berühmte, leicht gebogene, schmal geflügelte der Dimbos, sondern ihm eine freche Stupsnase gegeben, und was noch übler war, sie stand weiß in seinem so hübsch rosigen Gesicht. Seppel Dimbo, nicht von Eitelkeit befallen, fügte sich. Er hatte wenigstens wieder eine Nase, sie sah auch fest und war haltbar, selbst bei einem kräftigen Schnupfen. Aber als er nun nach geglückter Operation auf das Landgut seiner

Mutter zurückkehrte, fiel die alte Dame fast in Ohnmacht, als sie die Entstellung ihres einzigen Sohnes sah. Die Gräfin stammte aus einem sehr angesehenen uradligen Geschlecht, in dem die Nasentradition fortlebte wie bei den Habsburgern, und war geradezu entsetzt darüber, daß ihr Seppel nunmehr mit einer vollkommen aus der Rasse gefallenen Nase in die Geschlechtsfolge beider Häuser hineinplante. Der Sohn versuchte die Gräfin zwar damit zu trösten, daß im Freistaat Österreich der Adel ja sowieso aufgehoben und es demzufolge auch gleichgültig sei, ob die Nase noch mit dem Herkommen übereinstimme. Aber die Mutter wies derartige Auffassungen kurzweg ab. Sie behielt den Standpunkt bei, daß der Adel im Blut liege und die äußerliche Persönlichkeit sozusagen der „Griffelstrich der Natur“ dafür sei.

Ein Glück noch, daß Rufine Zdenka anders dachte. Sie sah weniger auf die Nase als auf das Herz und den sonstigen inneren Menschen. Es war eine alte Liebe zwischen den beiden jungen Leuten, sie dachten auch ernstlich an eine baldige Heirat, aber es stand nun so, daß die Gräfin sich heftig dieser Ehe widersetzte. Sie wünschte, daß ihr Sohn sich dem geistlichen Stande widmen und somit unvermählt bleiben sollte, denn sie wollte keine Nachkommenschaft mit einer Nase haben, die im Widerspruch mit der ganzen Ahnenreihe stand. Es trat nämlich dazu, daß Zdenka von ihrer tschechischen Mutter ein niedliches Knopfnäschen geerbt hatte, gut passend zu ihrem rundlichen Apfelgesicht, und das hatte die Gräfin anfänglich als unvermeidlich hingenommen, in der Hoffnung, daß die Dimbosche Nase ihres Sohnes in der Vererbung über die bürgerlich tschechische siegen würde. Ja, nun war aber diese historische Nase durch eine unwissenschaftliche Lächerlichkeit ersetzt worden — konnte dieses Monstrum sich nicht vererben? Die Gräfin ließ sich in ihrem leidenschaftlichen Eifer für die Erhaltungsmertkmale der Rasse eine ganze Sammlung von Werken über biologische Fragen schicken und litt schwer unter der Bewältigung dieser Literatur, da sich die Gelehrten vielfach widersprachen. Die einen behaupteten, daß „erworbene Eigenschaften“ auch durch operative Eingriffe oder sonstige von außen her erzeugte Änderungen niemals erblich sein könnten, andere wiederum hielten daran fest, daß die „gegenwärtige“ Beschaffenheit eines Menschen unbedingt auf die Nachkommenschaft einwirken müsse, und griffen für ihre Theorie bis auf den alten Hippokrates zurück. Wer konnte daraus klug werden, wer die unumstößliche Wahrheit ergründen? —

Zdenka und Seppel natürlich erledigten die wichtige Nasenfrage durch ein fröhliches Lachen. Es lag an der neuen Zeit, daß sie sich um das Wesen einer beschleunigten Erblichkeit überhaupt nicht kümmerten. Sie heirateten überlegungslos und wurden glücklich, und die Gräfin Mutter schwieg auch dazu, bis der Augenblick eintrat, da sie wieder in die alte Verstortheit verfiel. Zdenka erwartete nämlich ein Baby, und nun bekam ihre Schwiegermutter es abermals mit der Angst, weil sie über das „Versehen“ junger Frauen in guter Hoffnung allerlei gelesen hatte. Sie befragte auch den Hausarzt, ob die Einwirkung von Gesichtseindrücken wirklich das zu erwartende Kind äußerlich beeinflussen könne, und da lächelte denn der Doktor, einen wissenschaftlichen Beweis habe man für das sogenannte Versehen noch nicht erbracht, immerhin seien angehende Männer bei ihrer nervösen Überempfindlichkeit stärkeren Gemütsbewegungen unterworfen, und davor müsse man sie behüten. Das genügte der Gräfin, sie küßte ihren Sohn, sich vorläufig von seiner Frau fern zu halten, und das versprach ihr auch Seppel mit ernsthafter Miene.

Endlich kam die schwere Stunde, in der Zdenka liebevoll von ihrer Schwiegermutter betreut wurde, indes Seppel im Nebenzimmer verängstigt das Ereignis erwartete. Als aber der Kleine, ein kräftiger Junge, der Wächnerin in die Arme gelegt wurde, stand die Gräfin am Betrand und starrte verwundert in das winzige rote Gesichtchen des Neugeborenen und wußte durchaus nicht, was sie aus seiner Nase machen sollte. Vorläufig war nur eine Andeutung da, ein Entwurf für Kommendes, von dem man sich viel oder wenig versprechen konnte. Es wies allerdings, oder doch scheinbar, auf tschechischen Ursprung hin, aber Entwicklungsmöglichkeiten waren ja nicht aus-

geschlossen, man mußte also abwarten. Das tat man denn auch, und als der Junge etwas über ein Jahr alt geworden war, brachte die Gräfin eine Photographie des verstorbenen Grafen Galeozzo Vimbo mit, verglich sie sorgfältig mit dem Strampelfritz in seinem Bettchen und sagte schließlich unter frohem Aufatmen: „Dem Himmel sei Dank, ein glücklicher Rückschlag — er hat die Nase seines Großvaters Galeozzo . . .!“ Um diese Zeit erwartete Zdenka zum zweiten Male. Sie gab einem Mädchen das Leben, und da war es dieselbe Geschichte. Bei dem Säugling ließ die Nasenform noch keinerlei treffende Beurteilung zu. Doch als die Kleine die ersten Schritte zu machen versuchte, konnte man ernsthafter an die Untersuchung gehen, und zwar diesmal an der Hand eines Gemäldes, das eine üppige Dame in der Tracht von etwa 1750 vorstellte. „Schau nur, Mama“, rief Seppl begeistert, „wieder ein Rückschlag in der Vererbung! Unser Mädchel hat ausgesprochen die Nase der Tante Chiara Vimbo, die einen Sapieha geheiratet hat . . .“

Die Gräfin bestritt das nicht, es war sehr interessant, wie jetzt schon eine Wiederholung der Nasen der Geschlechter Vimbo und Sapieha sich erkennen ließ. Derzeitig erwartete Zdenka ihr drittes Kind. Es war abermals ein Junge, und als sein Gesicht sich einigermaßen zu entwickeln begann, schleppte Seppl wiederum ein großes Ahnenbild herbei und sagte erklärend: „Wir sind auf eine gute Idee gekommen, Mama. Zdenka hat bis zu ihrer Niederkunft täglich zwei und eine halbe Stunde auf dies Bild geschaut, ohne an etwas anderes zu denken, als an die Nase von Kasimir Vimbo, der auf dem Wiener Kongreß als der beste Tänzer galt. Und nun bitte, hat unser Bengel nicht eine ausgesprochene Kasimirische Nase?“ Die Gräfin war begeistert und da Zdenka damals ihr viertes Kind erwartete, so riet die alte Dame ihr, das Porträt der Contessa Leopoldine Porcia, geborenen Vimbo, in ihrem Bourdoir aufzuhängen und die Beobachtungszeit der sehr schönen Nase dieser Dame auf drei Stunden täglich auszu dehnen. Die besorgte Schwiegermutter kränkelte damals schon, aber sie erlebte doch noch das Glück, bei ihrem zweiten Enkelkinderchen eine Vimbo-Porciasche Nase und bei ihrem dritten Enkelsohn eine Nase genau nach dem Vorbild des Michael Vimbo feststellen zu können, der jung in der Schlacht am Weißen Berge gefallen war. Bald darauf starb die alte Gräfin, doch noch auf dem Totenbett äußerte sie: „Ich bin so froh, daß die Natur auch atavistische Erinnerungen kennt, es geht doch nichts über die Familienähnlichkeit . . .“

Bunte Chronik

Im Wein ertrunken.

In der griechischen Stadt Mythera ereignete sich ein unglaublicher Vorfall. Eine achtzigjährige Frau war in der ganzen Stadt als unheilbare Trinkerin bekannt. Täglich sah man sie in den Schenken, wo sie ihren unheimlichen Durst stillte. Sie behauptete, ohne Wein nicht leben zu können und erzählte allen, die ihre überaus feste Gesundheit bewunderten, daß sie die für ihr hohes Alter erstaunliche Rüstigkeit nur dem ausgiebigen Weingenuß zu verdanken habe. In dem Keller ihres kleinen Hauses hatte sie eine große Anzahl Weinfässer aufgestapelt. Eines Tages sah man jedoch die Alte nicht durch die Stadt tockeln. Als man in ihre Wohnung eindrang, fand man die Falltür zum Keller geöffnet und erblickte die Leiche der Greisin. Die alte Frau war buchstäblich im Wein ertrunken. Nach ihrem üblichen Rundgang durch die Weinschenken der Stadt hatte sie zu Hause weitergetrunken und befand sich schließlich in solchem Zustande, daß sie einschlies, ohne die Hähne der Weinfässer geschlossen zu haben. Das ungehindert ausströmende edle Naß, das sie zeitlebens geliebt hatte, war die Ursache ihres Todes.

Rätsel-Ecke

Rätselsprung.

gen	land	wand	nun	fil	här
ben	swinn	schwei	ne	ge	er
des	de	ster	luft	chen	ber
das	de	men	kluft	blau	berbt
fel	und	der	chen	schlum	ob
wäl	mär	der	wald	im	in

Rätsel.

Seh' einen Laut als Silbe hin,
Nimm dann die Hälfte von Berlin,
Und mit vier Beinen grunzt im Tann)
Ein Schwänzel ist wohl hinten dran.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 236.

Auflösung des Bierek-Rätsels:

L	E	I	P	Z	I	G
S	A	F	F	I	A	N
S	C	H	L	O	S	S
T	H	E	A	T	E	R
T	R	I	U	M	P	H
H	E	R	M	A	N	N
S	P	I	E	G	E	L

Auflösung des Buchstaben-Rätsels:

Rohr
Lieb
Felle
Salome
Silber
Meile
Laube
Tasche
Reigen
Posto
Wagen
= Reformation.

Auflösung des Magischen Quadrats:

W	I	E	N
I	L	S	E
E	S	A	U
N	E	U	N